

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 37

Artikel: Kunst und Kunstgewerbe an der "Saffa"
Autor: O.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646063>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Mich hat Tante Adeline anders gelehrt“, sagte leise Rahel. „Ich wäre ja lieber gestorben, als daß ich dir ge-



Kunst und Kunstgewerbe an der Saffa. — Skulptur von El. von Mälinen.

sagt hätte... ich wußte ja nicht einmal, daß man das sagen könne... ich wäre ja lieber gestorben... sie sagten doch, das stoße die Männer ab, das sei unweiblich, das... ich glaubte du würdest mich für immer verachten.“

„Ach, Rahel, was nützt uns nun das alles? Jetzt ist es doch zu spät.“ Sie schwiegen beide.

„Rahel, willst du jetzt aufrichtig sein? Ich will nichts von dir. Ich gehe fort. Ich will dem Manne da oben keinen Schmerz zufügen. Aber sag mir, jetzt... kannst du mir nicht sagen, was du mir damals nicht zu sagen vermochtest?“ Rahel schwieg.

„Liebe Rahel.“

„Ja, ich liebe dich, Sidney“, sagte sie nun einfach. Sidney nickte. Er nahm nicht einmal ihre Hand.

„Ich danke dir.“ Darauf ging er, und Rahel stieg hinauf in ihr Zimmer. Zu Johannes hinein ging sie nicht.

Sidney blieb tagelang in der Stadt. Tante Marie schwelgte und streichelte mit ihren zarten, schwachen Händen die seinen. Sie fand ihn viel zu ernst für einen Maler

und zu schweigsam für einen noch jungen Menschen. Er wich allen ihren Fragen aus. Denen nach Ilse von Stadel begegnete er mit ein paar gewichtigen Sätzen, die seine Ehegeschichte beleuchteten, ohne irgendwie Einzelheiten zu betonen. Die beiden alten Frauen merkten, daß nicht alles gewesen war, wie es hätte sein sollen, und suchten durch einen schwer beladenen Tisch und durch Liebe gut zu machen, was das Schicksal möglicherweise an ihrem vergötterten Liebling gesündigt hatte. Endlich fuhr Sidney wieder nach Bellerive.

Die ganze Zeit über war er im Bewußtsein eines großen Glückes herumgegangen, das ihm dennoch das Herz beschwerte. Seine ganze, kraftvolle Natur strebte darnach, Ordnung in seine Gefühle zu bringen, sich klar zu werden, was er eigentlich wollte, und seinen Weg vor sich zu sehen. Es kam ihm als richtig, wahr und einfach vor, Rahel an der Hand zu nehmen und mit ihr irgend wohin zu ziehen, nach Spanien, Indien, oder sonst wohin. Es war seine Ueberzeugung, daß seine Liebe, wie er sie jetzt erkannte, und wußte auf welcher festen Grundlage sie stand, ihm die Berechtigung gab, Rahel in seinen Kreis zu ziehen. Es gab für ihn keinen Zweifel darüber, daß Rahel — ihre Liebe mochte groß und opferfähig sein, mochte wahr und tief sein — niemals einwilligen würde, mit ihm zu gehen, Johannes zu verlassen und sich auf das Meer der Unsicherheit zu begeben.

Sie konnte es nicht, denn was Jahrhunderte geprägt, das zerfließt nicht wie weiches Wachs, und was Generation um Generation einem Menschen an Gesehen, Vorurteilen und Ueberzeugungen mitgegeben, das lebt in seinem ganzen Wesen. Für so mächtig hielt er das Schwendtsche Blut, daß auch der schöne Brecht es nicht zu verdünnen vermocht hatte, daß von seinem Leichtsinne, seiner Gewissenlosigkeit sich kaum ein Hauch dem Kind mitgeteilt, um das er sich nie mehr gekümmert hatte. Sidney wußte, daß Rahel alles für ihn zu ertragen imstande sein würde, arm zu werden, einsam mit ihm zu leben, alles zu verlassen, was ihr lieb gewesen, nur das eine, das würde sie nie leisten können und nicht wollen. —

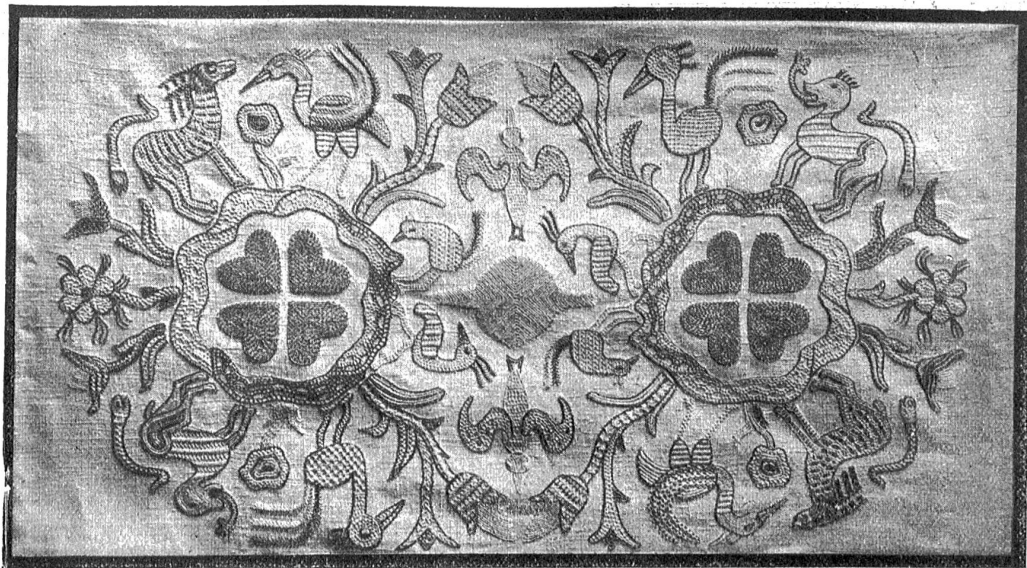
(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Kunstgewerbe an der „Saffa“.

Wahrhaftig, unsere Frauen sind klug! Da hängen sie in dieser und jener Halle ein kleines Bild aus und stellen auf den einen und andern Rasenplatz im Ausstellungsgarten eine überlebensgroße Plastik, die weithin auffallen muß, und damit regen sie in uns den Appetit nach der eigenen Halle der Künstlerinnen mächtig an und machen uns zugleich auf die große Bedeutung aufmerksam, die der Gruppe „Kunst und Gewerbe“ im Ausstellungsgangen zukommt. Denn mit dieser großen Bedeutung hat es wirklich etwas auf sich. Freilich, man mag kritteln und sagen, dieses Malen und Bildhauern liege doch ein gut Stück außerhalb des natürlichen fraulichen Schaffens; laßer in einem andern Sinne spricht gerade diese Kunstausstellung sehr laut und sehr rühmlich für die Frau, ja, sie ist sogar im Gewirr der übrigen Hallen, die alle mehr oder weniger Dinge des Tages und der Vergänglichkeit bergen, so etwas wie ein Tempel auf der Höhe: die schönste Blüte und die letzte Krönung unserer Ausstellung. Denn auch hier findet man jene Theorie, die zu Zeiten von einer „künstlerischen Minderwertigkeit der Frau“ oder doch von ihrer „Unmündigkeit in Dingen der Kunst“ spricht, auch hier findet man diese Theorie wieder

grau, sehr grau sogar, und man freut sich der Wirklichkeit, die immer mehr das genaue Gegenteil erweist, um so herzoglicher. — Mit solchen und ähnlichen Ueberlegungen betritt der Beschauer die Halle der Kunst, und so tritt er als ein Lebendiger in einen Raum voll Leben.

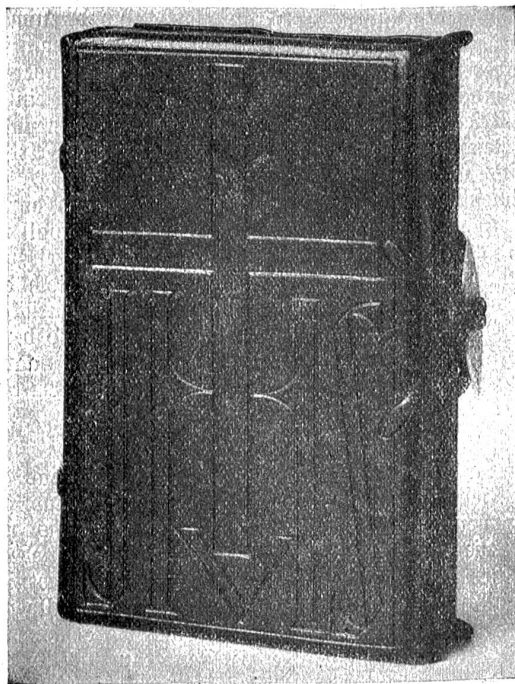
Raum daß die Tür hinter einem wieder zufällt, steht man schon mitten in den Werken der Bildhauerinnen. Nun hat man ja, was die Bildhauerei betrifft, schon im Garten draußen allerlei Hübsches und Großes erlebt: Etwa vor der wuchtigen und doch so tagmüden „Dämmerung“, die uns weit mehr als nur den Stimmungsgehalt eines Tagzeitwechsels übermittelt; vor dem großen, so welterfüllt ins All blickenden „Pan“, der in seiner Wirkungsgewalt geradezu überrascht; oder vor der bronzenen „Wasserkunst“ beim Halleneingang, diesem Jüngling, der in Haltung und Miene alles zugleich ist: lechzender Durst, ein Gebet um Wasser, ein beglückt Schlürfender und der zuinnerst Gestillte. Hier, in der Halle selbst, klärt sich uns nun noch manches ab, und wir bauen die bereits gewonnenen Eindrücke mehr und mehr ins Allgemeine aus: Unsere Bildhauerinnen marschieren mit der Zeit, und das ist in diesem Falle ein Glück für sie. Wo ist da noch irgend ein Anklang an die Vorkriegsbildhauerei? Man spürt deut-



Kunst und Kunstgewerbe an der „Saffa“. — Irma Koçan, Basel. Mittelfstück einer Tischdecke.

lichen Auge und damit der klaren, festen Form zu ihrem Recht verhalf. Man atmet sichtlich auf. Das Gefährliche, das jeder „Richtung“ anhaftet, scheint überwunden, und so kommt es, daß wir da ein paar wirkliche Kunstwerke vor uns haben, kleine und große, vor denen man nicht mehr lange trittelt und abschätzt, sondern stumm stehen bleibt und sein Auge weidet. Von einigen niedlichen Kleinigkeiten wünschte man gerne eine Uebersetzung ins größere Format; was an Großem und Fertigen da ist, gibt sich alles in einer so wohlthuenden Mäßigkeit und Aufrichtigkeit, daß man sich daran nicht erst zu gewöhnen braucht.

Die Malerei nimmt mit Recht einen viel breiteren Raum ein, und sie gebärdet sich auch gleich viel lebhafter und bunter. Und doch nicht zu lebhaft. Denn das ist es gerade, was uns schon der erste rasche Ueberblick bestätigt: Es gibt auch in der Malerei keine „Richtungen“ mehr, wenigstens keine willkürlichen extremen Richtungen mehr, die auf billige Schlagwörter abstellen und auf nichts als auf eine wadelige Mode ausgehen. Es gibt nur noch Haltungen, und da ist jede einzelne Malerin vor allem sich selbst und dem Wesen des Dargestellten verantwortlich. Die Folge: eine Sammlung von Bildern, die alles Einmalige in Form und Farbe verschmähnen und dafür um so größeres Gewicht auf die klare Fassung des Themas verlegen. Freilich, man vermißt in dieser ganzen Ausstellung vielleicht etwas allzu sehr das Persönliche — die eigene Hand und den eigenen Pinsel; aber auch das ist, anders gedeutet, wieder ein Ruhm: Unsere Malerinnen vernachlässigen gerade das Handwerkliche der Kunst sehr ungern; denn sie wissen, daß Werken von kleinerer Bedeutung eine solide Technik sehr gut ansteht und daß jeder großen Arbeit nichts besser zustatten kommt als eine sicher gewählte Farbe und eine handwerklich geschulte Hand. Daher kommt es wohl auch zu einem guten Teil, daß wir in dieser ganzen Sammlung so wenig Durchschnittliches und dafür so manches wirklich sehenswerte Stück finden. Zwar, das liegt zumeist auch schon im Thema. Und auch das muß man unsern malenden Frauen zugestehen: Sie malen in der Regel wirklich nicht nur um des Alexens willen; es geht ihnen immer um irgend eine niedliche, schöne oder große Sache des Lebens, und oft sogar um das Letzte und Höchste. Das gibt ihrer Kunst selbstverständlich zum vorneherein einen festen inneren Halt. Daß sie sich im Allgemeinen aber auch hierin zu beschränken wissen, indem sie nämlich mit Vorliebe doch Dinge aus ihrer eigenen Welt und Erlebnisse des eigenen Herzens im Bilde festhalten, das bewahrt ihre Kunst vor



Sophie Hauser S. W. B., Bern. Das Neue Testament (Dürerbibel). Leder-Einband in Braun gebeiztem Ziegenleder und Blinddruck. (Mitschee aus: „Das ideale Heim“.)

lich überall die große Wandlung, die nach der Rodinzeit mit Haller, Lehmann und andern einsetzte und wieder dem



Kunst und Kunstgewerbe an der Saffa. — Bertha Cappellet, Zürich, *Keramik (Scaffitto).

Unwahrhaftigkeit und verleiht ihr anderseits einen ganz besondern Wert und Reiz. Dies läßt sich ohne weiteres feststellen: Die malende Frau setzt sich am liebsten still beschaulich mit dem Welt auseinander, und so hält sie sich auch beim Malen lieber ans Idyllische als ans Kämpferische und lieber an große ewige als an kleine vergängliche Dinge.

In der Graphik und unter den Aquarellen trifft man zwar da und dort noch das Sucherische, oft sogar das willent-lich Gespreizte an. Besser gelingen unsern Malerinnen schon die Stilleben und dann besonders die vielen bunten Blumensträuße, deren etliche einem in ihrer fröhlichen Farbigkeit buchstäblich in die Nase duften. Auch ein paar Landschaften sind durchaus bezaubernd, wenngleich die malende Frau aus einer Landschaft für gewöhnlich nicht das große ewige Gesicht, sondern eher und mit mehr Erfolg irgend eine besondere kleine Stimmung herauspinfelt. Ganz Vorzügliches finden wir aber unter den Porträten und eigentlichen Gemälden. Es kann das Porträt irgend eines älteren Bürgers sein, dem die Heiterkeit in hellen Farben aus dem Gesicht blüht und dessen blinkendweiße Weste wie eine herausgekehrte immerlachende Mannesseele ist; es kann das Gemälde mit den beiden Burschen sein, die musizierend über Land gehen — um nur auf zwei Bilder hurtig anzuspielen: immer wieder sieht man einem Lebensgeheimnis auf den Grund, immer wieder hat ein Stück wirkliche Welt seine einzig mögliche endgültige Formung bekommen, immer wieder tritt das Göttliche in einer Menschengestalt fröhlich oder verweint in Erscheinung. — In der Tat, man befindet sich bei unsern Malerinnen in guter Gesellschaft; und wenn sie ihre schöne Kunst weiter so betreiben...

In der rechten Seitenhalle, ein paar Schritte tiefer, ist das Kunstgewerbe zu Hause. Ein paar Schritte tiefer — wie ist das gemeint? Hat die Ausstellungsarchitektin da der Kritik ins Handwerk gegriffen und sagen wollen: Das war die Kunst, aber nun geht es hinab in einen mehr irdischen Bezirk, auch der inneren Wertschätzung nach, zum Kunstgewerbe.

So oder so — im Kunstgewerbe zeigt sich die Frau von einer ganz andern Seite. Hier profitiert sie einmal recht ausgiebig von ihrer natürlichsten und stärksten Gabe, von der Gabe: Dinge zu verzieren, Räume auszuschnüden, scheinbar armselige Säckelchen in ein sinnreiches Licht zu heben, Pracht zu entfalten und möglichst viel von der hohen Kunst selber ins Haus und in den Alltag herüberzuschmuggeln... Sie ist da ohne Zweifel auf dem rechten Wege; denn gerade hier, wo es die schöne Mitte zwischen Kunst und bloßem Handwerk einzufalten gilt, gerade hier wird die Frau mit ihrem angeborenen Sinn für alles Feine, Schädliche und Spielerische ganze Arbeit leisten.

Der Beweis ist zu einem guten Stück schon erbracht: Was da zu sehen ist, ist mehr als nur sehenswert; es zwingt uns großen Respekt ab. Da ist einmal das textile Kunsthandwerk, das, so uralt es sein mag, immer noch das Feld behauptet. Denn in diesen feinen Nadelwerken spielt sich doch eine große künstlerische Phantasie und eine geradezu wunderbare Fingerfertigkeit immer ergiebiger aus. An den Wänden prangen Handwebereien, prächtige Stücke, bei denen man den großen Fortschritt, den diese Kunst in den letzten Jahren gemacht hat, deutlich gewahr wird. Manches erinnert noch an die Technik und Webart der Berglerin, die ihre selbstgesponnenen Wollen zu Teppichen und Tüchern verwebt; aber wie weit hat man die gute Frau doch schon überholt, und wie hat man den Orientalen und Nordländern listig allerlei abgeguckt, bis man zu diesen Prachtmustern und Farbenwundern kam! — Nicht weniger erstaunlich ist manches dieser gestickten Bilder, die zuweilen sogar etwas wie eine persönliche Note der Stickerin, einen Hauch ihres Temperamentes, verraten und schon dadurch aller Maschinenstickerei weit überlegen sind, wie übrigens auch diese hübschen Weißstickereien, die sich von der St. Galler Stickerei gerade durch das Wesentliche an ihnen, die künstlerische Ausführung, löblich unterscheiden.

Und dann wieder die Graphik. Denn das Webschiffchen und die Nadel genügen der Frau nicht. Und da nimmt sie den Stift zur Hand und begibt sich in den Dienst irgend einer höheren Macht: eines eigenen Gedankens oder eines Autors, indem sie sein Werk zu erfassen sucht und sein Büchlein illustriert. Und so entstehen dann diese entzückenden kleinen Zeichnungen und Aquarelle, die in ihrer Art schon wieder ins Gebiet der reinen Kunst übergreifen.

Schließlich stellt man noch fest, daß da und dort eine alte Schrift unter einer zarten Frauenhand wundervoll wieder aufblüht, man unterscheidet in der Porzellanmalerei zwischen Versuchen und Erfolgen und kehrt ganz zuletzt noch einmal zu den vielen gut gelungenen Bucheinbänden zurück. Ja, auch um den Buchschmuck und um den Bucheinband bemühen sich unsere jüngsten Kunstgewerbetterinnen, und die paar ausgestellten Proben beweisen, daß sie es weder zu ihrem eigenen noch zum Nachteil der Buchhändler tun.

Mit alledem haben wir nun freilich nur das Allerwenigste gestreift und höchstens so im großen und ganzen ein allgemeines Bild des künstlerischen Schaffens unserer Frauen, wie es sich an der „Saffa“ darstellt, zu geben versucht. Aber vielleicht haben wir dabei doch ein wenig auf den Anteil hingewiesen, den die Künstlerin am allgemeinen modernen Frauenschaffen nimmt, und das wäre schon etwas. Denn die Künstlerin steht, wie die Hausfrau und Arbeiterin, mitten im Kampf um das bessere Frauenschicksal. Daß sie sich dabei mehr ans Unwirtschaftliche und ans Geistige hält, das ist ganz ihre Sache. Und es ist auch ihr Vorteil: die Ausstellung, die uns jüngst aufging, hat es bewiesen und beweist es täglich neu.

O. F.

Nachschrift der Redaktion: Der Verfasser obiger Besprechung hat angesichts des umfangreichen Stoffes auf

die Nennung von Namen verzichten müssen. Ungerecht wäre es indessen, die Namen derer zu verschweigen, die sich um die Organisation und Durchführung der so gut geratenen Ausstellung in erster Linie verdient gemacht haben. Fräulein Sophie Hauser, Bern, und Fräulein Dora Lauterburg, Worblaufen, haben, erstere als Gruppenpräsidentin und Präsidentin der Jury für Kunstgewerbe, letztere als Präsidentin für die Freie Kunst, aufopfernde Arbeit geleistet. Die Bildstöcke, mit Ausnahme der auf S. 544 und 545 unten stammenden aus dem Katalog und wurden uns von der „Saffa“-Leitung freundlichst zur Verfügung gestellt.

Neues Bauen.

Baukultur und Wohnkultur sind vielmehr als die meisten anderen Lebensäußerungen abhängig von wirtschaftlichen und politischen Zuständen eines Landes.

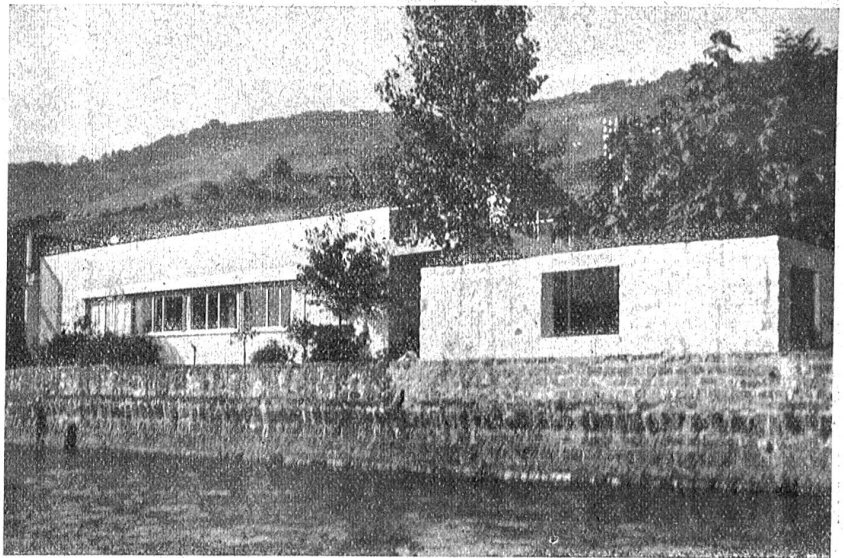
In der Schweiz ist es keine Oberschicht, welche den Baustil schafft, es ist vielmehr die breite Bürgerschaft. Als seinerzeit die vielen Fabriken gegründet wurden und diese aus der Bevölkerung, die sich bis damals in der Hauptsache aus Bauern und Kleingewerblern zusammensetzte, zu einem großen Teile Lohnarbeiter machte, mußte ein neuer Baustil entstehen. Neben den würdigen Bauernhäusern und den stattlichen Häusern der gewerbetreibenden Städter schlossen die Mietskasernen wie Pilze aus dem Boden: vier Mauern, darüber ein Dach, und darin recht viele Räume, die, an die Arbeiterfamilien vermietet, eine möglichst große Rendite herausbrachten. Die Vorstädte zeigten noch heute jene öden, langweiligen und unschönen Bauten der Epoche des Mietskasernenstiles.

Kurz vor dem Kriege kam dann die Gegenreaktion, man besann sich, daß es für den Menschen nicht genüge, ein paar Räume zu haben, in die er sich zu den Essens- und Schlafzeiten gleichsam verkriechen konnte. Man entdeckte wieder, daß das Wohnen einen Einfluß hat auf die Stimmung und Gesinnung — auf die Seele. Darum begann man, die Häuser nach anderen Gesichtspunkten zu erbauen, als allein nach demjenigen der Ren-

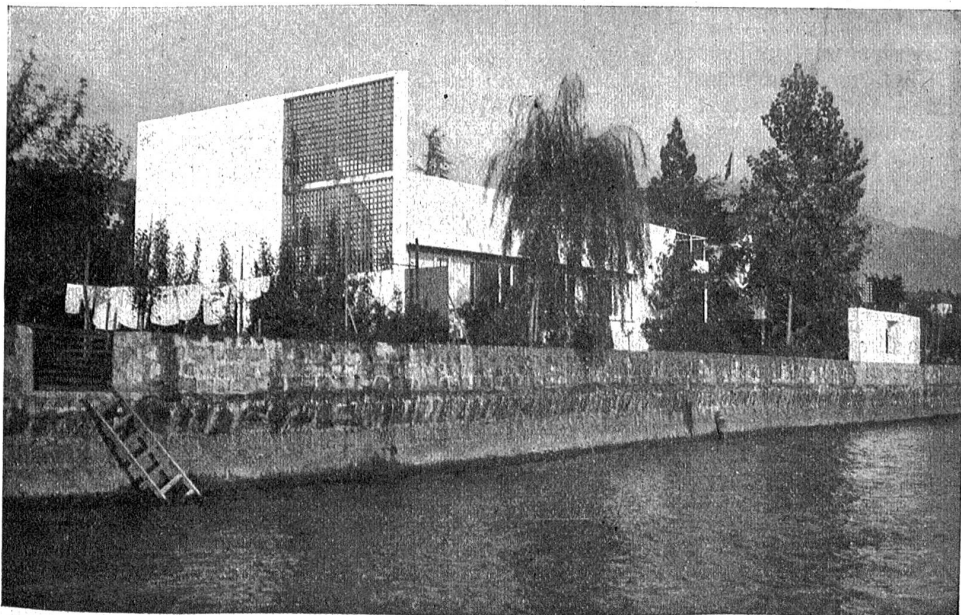
dite: sie sollten den Bewohnern auch seelisch etwas bieten und mußten äußerlich und innerlich „wohnlich“ sein. Man erinnerte sich daran, daß der Mensch ein „Gemüt“ besitze, und daß dieses seine Ansprüche auch auf das Wohnen ausdehnte.

Zahlreiche Architekten suchten diese Ansprüche zu befriedigen, indem sie Stilarten vergangener Jahrhunderte wieder aufnahmen, etwa so, wie man die alten Trachten aus Koffern und Kästen hervorkramte, abstaubte und von neuem als „schön“ empfand. Andere Bauleiter jedoch erklärten, daß sich der Geist der neuen Zeit in einem besonderen Stil offenbaren müsse, sie verspotteten und bekämpften jene Art Heimatschutz im Bauen, welche längst verflossene Jahrhunderte wieder wollte aufleben lassen. Dabei schufen sie alles mögliche, das bald würdig, bald schlicht, oft pompös, elegant, aber manchmal auch plump und prozig aussah, es entstand ein Suchen und Nichtfinden, und aus dem Chaos konnte sich kein einheitlicher, neuer und zeitgemäßer Baustil entwickeln.

Vielleicht schon darum nicht, weil über Europa der große Krieg losbrach und alle die Bestrebungen im neuen Bauen einfach klappte. Wir erinnern uns der Zeit, da es fast nur noch den Banken und den Kinobesitzern möglich war, neue Häuser zu errichten. In der Schweiz zeigte sich ja nicht, wie in den Kriegslanden, die Erscheinung der Neureichen und ihrer besonderen „Kultur“, die sich andernorts auch im Bauen äußerte. Auf der anderen Seite wurde jedoch auch die Wohnungsnot nicht dermaßen fühlbar, daß sie die Städte zu großzügigen Bauprogrammen zwang, wie es beispielsweise in Wien und Frankfurt a. M. der Fall war. Wir halfen uns mit den „Wohnbaracken“, und trösteten uns damit, daß eine baldige bessere Zeit diese wieder zum Verschwinden bringen könne. Dabei täuschten wir uns nicht: obschon wir heute immer noch unter den Erscheinungen der nach dem Kriege ein-



Wohnhaus am Genfersee. Südseite. — Arch. Le Corbusier, Paris.



Wohnhaus am Genfersee. Südwestseite. — Arch. Le Corbusier, Paris.